

# Taxi im Dschungel

## Oder: Kann Wissenschaftsberichterstattung unterhaltsam sein?

von Bernd-Ulrich Biere und Wolf-Andreas Liebert

»Abenteuer Wissenschaft« - ist das ein zu reißerischer Titel für ein Wissenschaftsmagazin (SWF 3)? Tendieren Schlagzeilen wie »Taxi im Dschungel« (*Spiegel* 18/1995), »Dämon aus dem Busch« (*Spiegel* 20/1995), »Palmen auf Helgoland« (*Spiegel* 12/1995), »Ohren aus der Retorte« (*Spiegel* 17/1995) zu Sensationalismus und Negativismus, zur Personalisierung und Skandalisierung von Wissenschaft, sind sie somit Hinweise auf eine verbreitete Tendenz zur »Boulevardisierung« auch in der Wissenschaftsberichterstattung? Wird hier in unzulässiger Weise Information und Unterhaltung popularisierend vermischt? Die Gegenfrage lautet: Ist »Gen-Taxi« nicht ein völlig zutreffender Begriff? Warum sollten nicht auch Wissenschaftsinformationen medien- und adressatengerecht aufbereitet werden? Warum sollten nicht Unterhaltungselemente genutzt werden, um die nicht gerade leicht verdauliche Kost aus den verschiedensten Wissenschaftsbereichen einem breiteren Publikum appetitlich zubereitet zu servieren? Oder ist das alles nur eine »Mogelpackung«, in der die zu vermittelnden Inhalte nicht mehr auffindbar sind in einem Paket voller bunter Styroporchips, mit der man der Aufgabe der Informationsvermittlung also letztlich nicht gerecht wird?

### Metaphern

So wie die bunten Bilder im Fernsehen oder im Jahreskalender des Bundesministeriums für Bildung und Forschung mit dem Blick der Kamera durch das Elektronenmikroskop Wissenschaft ästhetisch anschaulich machen, so scheinen auch in der sprachlichen Darstellung Bilder, Metaphern, vorzuherrschen. Diese veranschaulichen in mehr oder weniger konkreten »Szenarios« komplexe molekularbiologische Vorgänge z.B. in der HIV-infizierten Zelle. Dabei gestalten sie den *Kampf* gegen den *Feind* »Aids« in immer konkreteren Metaphorisierungen dramaturgisch aus. Susan Sontag hat in ihrem Buch »Aids und seine Metaphern« gezeigt, daß dieser *Kampf* zumeist als *Krieg* gefaßt wird. Unser Immunsystem wird in den Medien zu einem hochgerüsteten Abwehrbollwerk mit hochspezialisierten Kampftruppen, das der List und Tücke des Aidsregers hilflos ausgeliefert ist.

Ebenso wie unser Immunsystem stehen »unsere« Wissenschaftler an der Front der Aidsbekämpfung. Mit dem Titel »Sieg, aber kein Sieg« eröffnete jüngst der *Spiegel* (28/1995) eine neue Sommerloch füllende Titelreihe. Das »Ungeheuer von Loch Ness« hat einen neuen Namen: Aids.

»Vor zehn Jahren war es noch eine kleine Schar. Inzwischen ist die *Phalanx* der Forscher zu einem Zehntausend-Mann-*Heer* angewachsen, aufgeteilt in *Battalione* von Molekularbiologen, Immunologen, Virologen, Pharmakologen und Proteinchemikern. Sie alle haben das Virus zum *Duell* herausgefordert. (...) Zwar hofft keiner der Aids-Forscher auf einen schnellen *Sieg*. Zu viele *Schlachten* gingen schon verloren. (...) Nach Jahren der Rückschläge und Enttäuschungen sehen die Wissenschaftler jetzt eine Zeit der *Etappensiege* vor sich.« (S.166)

Hier wird das abstrakte Metaphernmodell *Kampf* (eine sog. Protometapher) in einem konkreten Kriegsszenario ausbuchstabiert, das die Wissenschaftler an vorderster Front sieht. Auch wenn manches nicht gerade nach »moderner Kriegsführung« klingt (*Duell*) und die *Etappensiege* auch harmlosere Kontexte evozieren (»Tour de France«), geht es - sportlich oder wissenschaftlich - allemal darum, wer schließlich den Sieg davontragen wird. Ist eine solche Metaphorik Erfindung eines sensationslusternen Boulevardjournalismus, der der nüchternen Arbeit in den Labors eine Dramatik abzugewinnen versucht, die ihr wesensmäßig fremd ist?

In der Tat sind die meisten Metaphern keine Erfindungen der Wissenschaftsjournalisten. Wie wir zeigen konnten, haben sie ihr Pendant im entsprechenden Wissenschaftsbe- reich selbst. Auch die moderne Immunologie bedient sich eines abstrakten, d.h. protometaphorischen Szenarios des *Kampfes um Leben und Tod*, das mit Ausdrücken wie *bekämpfen*, *Verteidigungslinie*, *Killeraktivität*, *vernichten*, *Invasion*, *Abwehr* aktiviert wird. In populären Texten werden daher keine völlig neuen Denkmole- delle erzeugt, sondern die abstrakte Kampfmetaphorik wird, je nach Fachlich- keitsgrad der Adressaten, zunehmend konkreter ausgemalt (z.B. Boxkampf, Pira- tenüberfall oder Krieg mit Außerirdischen).

Finden sie nun auch entsprechende Pro- tometaphern für das friedliche Gen-Taxi oder die »Bibliotheken des Lebens«? In einer Voruntersuchung zu dem Projekt »Vermittlung von Wissenschaftsinformatio- nen« (siehe Kasten, S. 16) konnte gezeigt werden, daß virologische Aidsforscher zwar das immunologische Kampfmodell ver- wenden, daß sie aber, wenn sie gentech- nisch arbeiten, eher von der Vorstellung von Transport-, Informations- und Produkti- onssystemen geleitet werden. Sprechen Virologen von »Transport« oder »Shuttle- Vektor«, so sprechen Wissenschaftsjourna- listen von »Gen-Taxi«, sprechen Aids- forscher vom »Code« der DNA und davon, wie er abgelesen wird, so sprechen Wis- senschaftsjournalisten von den »Bibliotheken des Lebens« und ihren »Regalen« und »Büchern«.

Dieser Zusammenhang zwischen den abstrakten Metaphern der Wissenschaftler und den konkretisierten Fassungen des gleichen Denkmodells läßt sich nahezu für alle Metaphernmodelle und Texte nachwei- sen. Metaphernmodelle erfüllen also offen- sichtlich in der Wissenschaftsbericht- erstattung wie in der Wissenschaft selbst eine wichtige kognitive und kommunikative Funktion: sie sind Denkmodelle und er- möglichen einen zusammenhängenden, durchgängig metaphorisch strukturierten, veranschaulichenden Diskurs über einen der sinnlichen Wahrnehmung nicht unmit- telbar zugänglichen Phänomenbereich. Während sie im wissenschaftlichen Diskurs oft bereits einen fachsprachlich-terminolo- gischen Status haben, haben sie in fach- externen Diskursen den Status von »Ver- ständlichmachern«, die, abgeleitet aus den abstrakteren Metaphernmodellen des wis- senschaftlichen Diskurses, gleichzeitig Garanten einer weitgehenden sachlichen Adäquatheit der populärwissenschaftlichen Darstellung sein könnten. Wie weit ein protometaphorisches Szenario allerdings konkretisiert werden kann, ist niemals von vornherein festlegbar, sondern ein Aus- handlungsprozeß zwischen Wissenschaft- lern und Wissenschaftsjournalisten. Durch Metaphernmodelle werden die beiden getrennten Diskurse, der wissenschaftsin-

terne (Wissenschaftler - Wissenschaftler) und der wissenschaftsexterne (Wissen- schaftler - Wissenschaftsjournalist - relativer Laie) miteinander verknüpft, es wird eine »transdiskursive Vorstellungswelt« erzeugt. Auch wenn die Konkretisierung gerade des Kampf-Schemas gelegentlich drastische Bilder hervorbringt, die das Geschehen in der Tat tendenziell dramatisieren bzw. als Drama inszenieren, so kann daraus doch keine generelle Tendenz zur »Boulevardisierung« der Wissenschaftsbericht- erstattung gefolgert werden.

## Subjekte und Objekte der Forschung

Betrachten wir einmal das Beispiel der Berichterstattung über die Gentherapie. Im *Spiegel* (18/1995, S.232) findet sich unter dem Titel »Taxi im Dschungel« ein Bericht über einen Kongreß der »Elite der Genthe- rapeuten«, in dem zwar auch die Kampf- bzw. Kriegsmetaphorik durchscheint (»*Heerschau* der Genmediziner«, »*Forscher- truppe*«), der aber das »Abenteuer Wissen- schaft« noch in einem anderen meta- phorischen Szenario ansiedelt: Gentherapie erscheint als »ein unerforschter Dschungel, den wir jetzt zum erstenmal betreten«, so wird der »*Forschungspionier*« Kenneth Culver zitiert. Wissenschaftler nehmen in diesem Szenario den Platz von *Pionieren* ein, die in ein Land vordringen, dessen Topographie noch weitgehend unbekannt ist. Ihr wissenschaftliches Tun erscheint nicht als der große *Feldzug*, sondern erhält den Status des Spielerischen: Die Wissen- schaftler betreiben »*Molekülbasterei*«, »*Basteln* (...) an neuen Gentransfer- systemen«, an »*Gentaxis*«.

Bereits im Titel des Beitrags (»Taxi im Dschungel«) werden zwei Metaphernberei- che verknüpft, die im Text selbst auf unter- schiedlichen Ebenen angesiedelt sind: einerseits auf der Ebene der Objekte der Forschung (Gene und die Problematik des Gentransfers in die Körperzellen des Pa- tienten), andererseits auf der Ebene der Subjekte der Forschung (Forscher als Pio- niere im unerforschten Dschungel). Interes- santerweise greifen Wissenschaftsjourna- listen auch hier die Vorstellungen von Wis- senschaft auf, die Wissenschaftler selbst haben. Werden etwa Virologen nach ihrem Selbstverständnis als Forscher befragt, so sprechen sie durchaus davon, einen Weg mit Hindernissen zu gehen oder mit einer Taschenlampe das dunkle Unbekannte zu erforschen. Doch erst Wissenschafts- journalisten machen daraus - konkre- tisierend und tendenziell dramatisierend - einen »Dschungel« und bringen dadurch in das Abenteuer Forschung einen Hauch von »Indiana Jones«.

Für einen weitergefaßten Forschungsansatz wäre zu fragen, ob für spezifische Gegen- standsbereiche bzw. im Hinblick auf unter- schiedliche Arten von Erkenntnisinteressen (z.B. ein auf technologische Anwendung gerichtetes Interesse der Natur- wissenschaften, ein verständigungsorien- tiertes Interesse der Geisteswissenschaften und ein emanzipatorisches, auf Kritik gerichtetes Interesse der Sozialwis- senschaften im Sinne von Jürgen Habermas) spezifische Metaphernmodelle ausgebildet werden, und ob diese dann spezifische Modelle für die Beschreibung der Art des Forschens, der Tätigkeit der Wissenschaftler in diesem Gegenstands- bereich nach sich ziehen.

## Zitatstrategien und Perso- nalisierung

Noch unter einem anderen Aspekt ist der Gentherapie-Artikel von Interesse. Für den Laien wird der abstrakte Begriff »Wissen- schaft« dann konkret, wenn die im Wissen- schaftssystem Handelnden nicht als nam- lose Agenten einer anonymen Insti- tution erscheinen, sondern als Menschen »aus Fleisch und Blut«. Der Wissenschafts- journalist kann diesem Bedürfnis Rechnung tragen, wenn er die Darstellung wissen- schaftlicher Probleme an Personen bindet, die mit diesen Problemen befaßt sind. Eine der möglichen Personalisierungsstrategien ist das Zitieren. Während beim Zitieren in der Fachliteratur die Personalisierungsfunk- tion kaum eine Rolle spielen dürfte, er- scheint gerade diese Funktion des Zitats in bestimmten Typen von Wissenschaftsber- ichterstattung dominant. Dies ist beson- ders dann der Fall, wenn die Quelle des Zitats in der Mündlichkeit liegt, denn in mündlichen Äußerungen »passiert« es auch den Wissenschaftlern, daß sie sich spontan und weniger akademisch äußern. Mit sol- chen mündlichen Äußerungen wird der Wissenschaftsjournalist am ehesten dort bedient, wo viele Wissenschaftler zusam- mentreffen, wo er authentischen Originalton mit dem Mikrofon einfangen oder in Inter- views hervorlocken kann. Versatzstücke aus diesem Material können dann heraus- geschnitten und wirkungsvoll in den Bericht oder die Reportage eingebaut werden.

Einen derartigen, mit Zitaten ausstat- teten Beitrag haben wir auch in dem be- reits erwähnten Gentherapie-Artikel vor uns. In den Zitaten taucht dort gerade nicht, wie man vielleicht erwartet, die Fachtermino- logie der Wissenschaftler auf, sondern diese äußern sich mehr oder weniger alltags- sprachlich: Die Gebrüder Wright seien »schon nach 260 Metern wieder ins Gras geplumpst«, »Alles steckt noch in den Kin- derschuhen«, »Jetzt können wir ganz neue Dinge tun«, »Wir selber wissen auch nicht, wie die Gentherapie eines Tages funktionie- ren wird« und »Wenn ich dann nach Hause

fahre, fühl' ich mich richtig dumm«. All das würden wir als schriftliche Formulierung in einem Fachtext wohl ebensowenig finden wie die schlagzeilenträchtige Diagnose, die einem Sprachwissenschaftler auf journalistische Nachfrage bei einer Pressekonferenz des IDS 1989 einfiel: »Das Deutsche ist gut in Schuß«. Personalisierende und in diesem Sinn authentisch wirkende Zitate sind also durchweg Zitate mündlicher Äußerungen. Sie suggerieren eine Art Vertrautheit des Rezipienten mit dem so zitierten Wissenschaftler, der zwar seine distanzierte Fachsprache haben mag, der aber in der Mündlichkeit, sozusagen als Mensch, über die gleichen sprachlichen Register verfügt wie wir alle.

Interessant ist in diesem Zusammenhang aber nicht nur die alltagssprachlich-mündliche Form der zitierten Äußerungen, die Sprechweise, sondern auch ihre redekommentierende Einbettung in den berichtenden Text. Anders als in Fachtexten scheint dem Wissenschaftler in der Mündlichkeit wieder die ganze Palette alltagssprachlicher Sprechhandlungsmöglichkeiten zur Verfügung zu stehen. Zumindest interpretiert oder inszeniert der Wissenschaftsjournalist die betreffenden Äußerungen so, daß

uns der Wissenschaftler als alltagssprachlich Handelnder erscheint: Während der eine Getherapeut »sich tröstet«, wenn er von anfänglichen Mißerfolgen berichtet, »klagt« ein anderer über den Forschungsstand. Ein dritter »schwärmt« von neuen technischen Möglichkeiten, einem vierten wird gar Frohlocken nachgesagt, wenn er den Stand der amerikanischen Forschung mit dem in anderen Ländern vergleicht. Und daß sich schließlich am Ende einer »richtig dumm« fühlt, ist natürlich ein Geständnis.

Praktiziert der Wissenschaftsjournalist mit dieser saloppen Redekommentierung ein unseriöses Verfahren? Es mag sich hier zwar um z.T. über das Ziel hinausschießende Deutungen handeln, aber unseriös ist dieses Verfahren deshalb nicht, vermag es doch Abwechslung, Lebendigkeit, Nähe und eine Art Personalisierung zu erzeugen, die der Lesbarkeit des Textes zugute kommen. Schließlich werden uns auch die harten Informationen nicht vorenthalten: Sie finden sich in den berichtenden Textteilen, nicht in den Zitaten. Aufgrund entsprechender Erklärungen wird uns verständlich, was die sogenannte »Angioplastie« oder was »sogenannte Reste-

nosen« sind. Selbst wenn die eine oder andere Erklärung, wie z.B. daß »Rb« ein »modifiziertes Tumor-Suppressor-Gen« sei, das die »Gentaxis« »in die Zellen verfrachten« solle, immer noch ein gehöriges Maß an Fachwissen voraussetzt, können wir uns doch in etwa vorstellen, worum es geht. Personalisierende Zitate helfen uns dabei insofern, als sie eine andere, alltagsnahe Verständigungsebene aufbauen, in der uns das, was die Forscher tun, denken, hoffen und fürchten, nahegebracht wird. Und dies wiederum mag uns veranlassen, die Lektüre zumindest nicht vorzeitig abzubrechen.

PD Dr. Bernd Ulrich Biere ist wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Abteilung »Verbale Interaktion« des Instituts für deutsche Sprache (Mannheim).

Dr. Wolf-Andreas Liebert, M.A. ist wissenschaftlicher Assistent am Fachbereich II der Universität Trier.

Beide leiten zusammen das Projekt »Wissenschaftsinformationen« des Sonderforschungsbereichs 245 am Institut für deutsche Sprache (Mannheim).